

I.

Jona. Flüchtling vor Gott, zum Propheten berufen im ersten Kapitel des Buches – und gar nicht begeistert darüber. Die Bibelfesten unter uns kennen das aus manchen Berufungsberichten der Propheten des Alten Testaments: Es kommt durchaus vor, daß einer sich bereitwillig zur Verfügung stellt wie Jesaja – "Herr, sende mich", sagt der, als der Herr Zebaoth, der ihm im Tempel erscheint, fragt, wen er senden solle (Jes 6). Jeremia hingegen weigert sich zunächst, beruft sich auf seine Jugend und beklagt sich später bitter über die Last des Prophetenamtes – immer gegen die Mehrheit stehen, immer Unheil verkündigen, immer dem Willen eines anderen und seinen nach menschlichem Maßstab sonderbaren Wegen folgen zu müssen. Und Jona läuft weg, als er den Auftrag erhält, der großen Stadt Ninive und ihren Bewohnern das Gericht Gottes anzukündigen. Keine Begründung – er packt seine Sachen und geht dem Herrn aus den Augen. Keine Begründung – und wir setzen automatisch unsere Begründungen ein, denn so ganz fremd und unnachvollziehbar ist uns diese Situation nicht. Wir sind zwar im allgemeinen keine Propheten, aber wir haben auch Aufgaben und Ämter, die uns zuweilen in den Gegensatz zu anderen Menschen und Menschengruppen bringen – und dann fest zu stehen und nicht zurückzuweichen und doch unterscheiden zu können: was ist jetzt meine Sturköpfigkeit, und wo muß ich wirklich hart bleiben: das ist eine Aufgabe, die eines Reformators würdig ist, der eben möglicherweise an der richtigen Stelle sagt: 'hier stehe ich, ich kann nicht anders.' Wir übrigen drücken uns gern vor solchen verantwortungsvollen Situationen, wir laufen weg und finden dafür unsere Entschuldigungen, die wir mühelos in diese Flucht des Jona eintragen.

II.

Und so gehen wir insgesamt um mit den Erzählungen des Alten Testaments, wir finden uns und unser Geschick wieder in diesen Geschichten. Über den zeitlichen Abstand hinweg tun wir das, was ein anständiger Historiker nicht tut. Der weiß nämlich, wie unvergleichlich die Zeiten und die Situationen sind – aber wir nehmen sie, wie wir sie da lesen, und finden uns darin wieder: ach, der Jona flieht vor der Aufgabe, die sich ihm stellt, vermutlich genauso und genauso motiviert, wie ich neulich den Mund gehalten habe, obwohl ich genau wußte, daß ich etwas und sogar, was ich sagen mußte. Nein, gewiß: wir sind alle keine Propheten. Aber das Schweigen zur falschen Zeit kennen wir mindestens so gut wie das Reden zur falschen Zeit.

Flucht vor der Verantwortung. Und das tragen wir in Jonas Flucht ein und erkennen uns darin wieder.

III.

Jona flieht. Die Geschichte ist tief in unser kulturelles Bewußtsein eingebrannt, auch die Bibelfernen unter uns kennen sie: Jona macht sich auf, besteigt ein Schiff, um möglichst weit wegzukommen. Ein Sturm, ratlose Seeleute: wer ist es wohl, der den Zorn der Götter auf sich gezogen hat und das Leben aller in Gefahr bringt. Jona gibt sich und sein Reisemotiv zu erkennen: Werft mich ins Meer, dann werdet ihr leben. Und nach einem Anstandsmoratorium – vielleicht geht der Sturm ja doch von selbst vorbei – folgen die Seeleute seiner Anweisung und werfen ihn ins Meer. Und der Sturm legt sich. Das Meer wird still. „Und die Leute fürchteten den Herrn sehr und brachten dem Herrn Opfer dar und taten Gelübde.“ Opfer. Gelübde – bitte merken!

IV.

Die Seeleute sind in Sicherheit. Und nun ein Schwenk der Aufmerksamkeit – was ist eigentlich mit Jona? Der Predigttext:

„Aber der Herr ließ einen großen Fisch kommen, Jona zu verschlingen. Und Jona war im Leibe des Fisches drei Tage und drei Nächte. Und Jona betete zu dem Herrn, seinem Gott, im Leibe des Fisches und sprach: Ich rief zu dem Herrn in meiner Angst, und er antwortete mir. Ich schrie aus dem Rachen des Todes, und du hörtest meine Stimme. Du warfst mich in die Tiefe, mitten ins Meer, dass die Fluten mich umgaben. Alle deine Wogen und Wellen gingen über mich, dass ich dachte, ich wäre von deinen Augen verstoßen, ich würde deinen heiligen Tempel nicht mehr sehen. Wasser umgaben mich bis an die Kehle, die Tiefe umringte mich, Schilf bedeckte mein Haupt. Ich sank hinunter zu der Berge Gründen, der Erde Riegel schlossen sich hinter mir ewiglich. Aber du hast mein Leben aus dem Verderben geführt, Herr, mein Gott! Als meine Seele in mir verzagte, gedachte ich an den Herrn, und mein Gebet kam zu dir in deinen heiligen Tempel. Die sich halten an das Nichtige, verlassen ihre Gnade. Ich aber will mit Dank dir Opfer bringen. Meine Gelübde will ich erfüllen. Hilfe ist bei dem Herrn.

Und der Herr sprach zu dem Fisch, und der spie Jona aus ans Land.“

V.

Fragen. Hat Jona im Bauch des großen Fisches dies Gebet gesprochen? Gab es den Fisch, gab es den Jona, gab es Jona im Fisch, gab es da Platz zum Beten und kann man in einem Fisch, wie groß er auch sei, überleben, drei Tage immerhin und drei Nächte? Entweder Wunder über Wunder – oder falsch gestellte Fragen. Letzteres natürlich! Denn darauf – ob Jona, der Fisch gelebt haben, ob das alles so passiert ist, ob Jona im Fisch war – kommt es nicht an. Darauf kommt es hier nicht an, und darauf kommt es zuvor, bei der Flucht des Propheten nicht an – ist er nun wirklich irgendwo nach Jafo geflohen und hat sich eingeschifft, um vor dem Herrn nach Tarsis zu fliehen? Dort haben wir uns und unsere kleinen Fluchten aus der Verantwortung wiedererkannt, haben vorausgesetzt: der Text spricht nicht einfach über den Propheten und informiert uns über ihn, sondern durch das Mittel der Prophetenerzählung spricht er über uns.

VI.

Und nun ist der Prophet im Bauch des Fisches – das ist keine Situation, die wir nachvollziehen könnten, in der wir uns wiederfinden. Aber wir werden in sie hineingezogen durch das folgende Gebet, das ich eben gelesen habe.

Das ist nun mit einiger Sicherheit ein Psalm, den der Verfasser des Jonabuches bereits vorgefunden hat, der vermutlich im Tempelgottesdienst verwendet wurde, ein Psalm übrigens, der zurückblickt auf die Notlage – „Ich rief zum Herrn in meiner Angst, und er antwortete mir, ich schrie ... und du hörtest meine Stimme“ – Vergangenheit ist die Not, ein Gebet, das das Dankopfer begleitet, mit dem der Gerettete seine Gelübde einlöst „Ich aber will mit Dank dir Opfer bringen. Meine Gelübde will ich erfüllen. Hilfe ist bei dem Herrn.“ Und er berichtet von der Notlage, in der er war, aus der der Herr ihn gerettet hat; er berichtet, um auch andere in ähnlichen Notlagen zum Vertrauen auf eben diesen Gott zu bewegen: so ist er, dieser Gott. Hilfe ist bei dem Herrn. So rettet er immer.

Der Psalm ist offen für viele Notlagen; viele Bedrängte können sich darin wiedererkennen und ausgesprochen finden und können sich und ihre Not mit diesen Worten aussprechen. Diese Übertragung in neue Notlagen geschieht schon in dieser Geschichte selbst. Klar, berichtet ist das als Gebet des Jona, aber wenn Sie sich an den Schluß des vorangehenden Kapitels erinnern: die Seeleute brachten dem Herrn Opfer dar und taten Gelübde, dann merken Sie, daß das Gebet nicht nur zu Jona paßt, sondern fast besser noch zu den Seeleuten, die tatsächlich die Notlage, den Sturm, hinter sich haben und eben sagen können: „Aber du hast mein Leben aus dem Verderben geführt, Herr, mein Gott! Als meine Seele in mir verzagte, gedachte ich an den Herrn, und mein Gebet kam zu dir in deinen heiligen Tempel.“

Und dann eben der Dank und das Opfer und die Erfüllung der Gelübde: „Und die Leute fürchteten den Herrn sehr und brachten dem Herrn Opfer dar und taten Gelübde.“ Hieß es da. Und der gleich folgende Psalm paßt. So zeigt sich schon im unmittelbaren Textumfeld: Es ist ein Psalm, der Jona zugeschrieben wird, der aber nicht auf seine Situation beschränkt ist und auf keine andere anwendbar wäre. Sicher, da ist von der Tiefe, von der Mitte des Meeres die Rede, in die Gott den Beter wirft, von Fluten, hohen Wogen und Wellen, Wasser, die ihn umgeben, er sinkt hinab zu den Gründen der Berge und die Riegel der Erde schließen sich hinter ihm. Paßt auf Jona, paßt aber auch auf die Seeleute. Und wir haben die Seeleute und wir haben Jona vor Augen, und doch erkennen wir darin nicht einfach diese besonderen Szenen der Seenot wieder, sondern auch uns selbst: die Tiefe, das Meer, die Fluten, der Riegel der Erde wird uns zur Metapher, zum Gleichnis.

VII.

„Metapher“. Keine Sorge, ich fange jetzt nicht an, zu philosophieren und mit Fremdwörtern um mich zu werfen – eine Metapher ist, ganz wörtlich übersetzt, ein Überträger. Ein Übersetzer. Beliebtes Beispiel in der Antike: Achill ist ein Löwe; Petrus ist der Fels – klar, Achill ist kein Löwe, und Petrus ist nicht aus Stein, aber beide Pole – Achill und der Löwe; Petrus und der Fels – haben etwas gemeinsam: die Wildheit, die Kraft, der Stolz, die Achill möglicherweise auszeichnen, fassen wir in ein Bild zusammen, das des Löwen, und Achill verschmilzt für uns mit dem Löwen, wie ein Nachbild sehen wir Achill als Löwen und wissen, wenn wir ihn sehen: Wow! Das gibt's sonst glücklicherweise nur hinter Gittern.

Petrus ist ein Fels: Die Beharrlichkeit, die Festigkeit, das Reden zur rechten Zeit, die Petrus von den trüben Karikaturen von Amtsträgern unterscheidet, die wir selbst sind, fassen wir in ein Bild zusammen, das des Felsen, und Petrus verschmilzt für uns mit dem Felsen, wie ein Nachbild sehen wir Petrus als Fels und wissen, wenn wir ihn sehen: Wow! Der Papst. Denn hier geht das Nachbild weiter, in jedem Papst von Linus, dem angeblich ersten Papst, bis zu Benedikt XVI. und Franziskus, den beiden letzten, sehen vielleicht nicht wir, aber fromme Katholiken den Petrus, den Felsen, auf dem der Herr seine Kirche bauen will.

„Fluten umgaben mich“: Die Notlage eines Menschen, seine Verlassenheit, seine Einsamkeit, seine Angst, das Eingeschlossenensein in den Käfig einer Notlage – hoffnungslos, hier komme ich nie mehr raus! – fassen wir zusammen in ein Bild, in das Bild der Seenot, in das Bild des Ertrinkenden, und wir verschmelzen mit dieser Seenot, wie ein Nachbild sehen wir unsere Angst in dem Schiffbrüchigen, in dem Ertrinkenden und wissen, wenn wir uns sehen: Jona. Wir übertragen uns in dieses Bild und finden Jona in uns und uns in Jona wieder.

VIII.

Warum machen wir so etwas? Warum sagen wir nicht einfach: Mann, geht es mir schlecht, ich fühle mich wie gefangen, wie ein Mensch, der im Gefängnis sitzt und nicht rauskommt – und sehen Sie: schon fangen wir an, solche Bilder zu verwenden, denn wir sind ja nicht im Gefängnis, sondern wir finden uns im Gefangenen und seiner Not wieder, sehen wie im Nachbild uns selbst und denken: das sind wir. So sind wir. Wie er oder sie fühlen wir uns.

Wir sprechen aus, wie es um uns steht, in Bildern und Situationen, zeichnen uns ein in Bilder, die uns und die vor allem für andere nachvollziehbar sind. Wie wir uns fühlen, ist unvertretbar, keiner kann in den anderen hineinsehen, keiner direkt mit ihm fühlen, aber wir übersetzen uns in Bilder, die dieses Innere, wie es um uns steht, aussprechen, so daß jeder es lesen kann, der weiß, was ein Löwe und ein Fels und der Schiffbruch und das Gefängnis ist. Wir sehen den anderen im Nachbild dieser Situation und wissen: das ist er oder sie. Ein Gefangener. Im Bauch eines Fisches – einsam. Ein Fels – fest und unbeirrbar. Ein Löwe – stark und stolz. So also steht es um ihn oder sie.

IX.

Aber diese Bilder sind nicht einfach eine Weise, uns selbst auszusprechen oder andere zu verstehen. Sondern diese Bilder haben ein eigenes Leben. Sie sagen mehr, als die Eigenschaften, die wir am anderen auch ohne das Bild feststellen können. Von Achill erwarten wir, daß er dieses Bild des Löwen ausfüllt, sich so verhält, wie es das Bild eines Löwen vorzeichnet, und vom Papst erwarten wir die unbeirrbare Festigkeit des Bekennens und das feste Wort zur rechten Zeit. Die Bilder sind größer als die Person, die sie auf sich übersetzt und die sie sich anzieht.

X.

Das Bild des Jona. Wir ziehen es an, weil es zu unserer Notlage paßt – gefangen, einsam, isoliert. Wir sprechen es nach, weil wir unsere Einsamkeit darin wiederfinden: „Du warfst mich in die Tiefe, mitten ins Meer, dass die Fluten mich umgaben. Alle deine Wogen und Wellen gingen über mich, dass ich dachte, ich wäre von deinen Augen verstoßen.“

Nicht einfach ein Bild – ich fühle mich wie ein Ertrinkender. Sondern dieses Bild ist eingefügt in eine Anrede, und indem wir uns in Jona wiederfinden und uns in ihn übersetzen, übersetzt sich diese Anrede in uns. Wir werden ergriffen vom Mehrwert des Bildes, unsere Situation gewinnt einen neuen Sinn, einfach dadurch, daß die Wogen und Wellen nicht mehr

einfach Wogen und Wellen sind, sondern „deine“, Gottes Wogen und Wellen. Das Bild spiegelt nicht einfach unsere Not wieder, sondern diese Not erscheint von dem Bild her in einem neuen Licht, das Bild wirft ein Licht in das Dunkel unserer Situation, und unsere Angst bekommt einen Namen und einen Willen: „Du“ warfst mich ins Meer, in die Tiefe. „Deine“ Wogen und Wellen umgeben mich. Und unsere Not wird ergriffen von diesem Bild des Jona, wird ein Bild der Gottverlassenheit – „ich dachte, ich wäre von deinen Augen verstoßen.“

XI.

Wir finden uns im fremden Geschick, und das fremde Geschick wird ein Bild unserer selbst, ergreift uns, und führt uns über uns selbst hinaus. Wir beginnen zu sprechen, zu bitten, denn wir sehen in diesem Bild: dieser Wille, dem wir ausgeliefert sind, antwortet und hört: „Ich rief zu dem Herrn in meiner Not, und er antwortete mir. Ich schrie aus dem Rachen des Todes, und du hörtest meine Stimme. ... du hast mein Leben aus dem Verderben geführt, Herr mein Gott.“

XII.

Das Bild, das unsere Situation, unsere Verlassenheit und Angst aufnimmt, ist nicht einfach ein Bild unserer Verlassenheit, sondern nimmt uns in sich auf und führt uns mit der Logik des Bildes weiter, zieht uns und stößt uns in eine Richtung, die unser Inneres verändert, weckt in uns wenn nicht Vertrauen, so doch den Wunsch, es könnte wahr sein, daß wir in unserer Not in einer Hand sind, getragen, gerade nicht verlassen sind. Hoffnung.

XIII.

Dann gewinnt das Nachbild, in dem wir uns sehen, für uns die Züge des Menschen voll Blut und Wunden. Dann sehen wir in unserer Angst und Krankheit das Nachbild des Schmerzensmannes: „Wenn ich einmal muß scheiden, // so scheide nicht von mir. // Wenn ich den Tod muß leiden, // so tritt du selbst herfür. // Wenn mir am allerbängsten // wird um das Herze sein, // so reiß mich aus den Ängsten, // kraft deiner Angst und Pein.

Erscheine mir zum Schilde, // zum Trost in meinem Tod, // und lass mich sehn *dein Bilde* // in deiner Kreuzesnot. // Da will ich nach dir blicken, // da will ich glaubensvoll // dich fest an mein Herz drücken. // Wer so stirbt, der stirbt wohl.“

Ewigkeitssonntag. Der Tod, der sein Gesicht ändert. Die Angst und Pein, die im Nachbild des Gekreuzigten der Weg zum Leben wird. Das leichtsinnig hinzusagen, als billiger Trost, ist gar nichts. Das will vielmehr gelebt werden, indem wir den Psalm des Jona mitsprechen. Indem

wir das Lied des Paul Gerhardt mitsingen. Indem wir im Abendmahl hören, daß dieses Leben des Jesus von Nazareth, sein Leib und sein Blut, unser ist, und wir uns in seinem Weg in den Tod und ins Leben wiederfinden dürfen. Wie ein Nachbild sehen wir unseren Tod und unser Leiden in Christi Tod und Leiden und wissen: Der Tod hat nicht das letzte Wort.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, der bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus, unserem Herrn. Amen.

Nachtrag über die Predigt hinaus: Wer zum Lutherjahr einen Luthertext lesen will, in dem dieses ‚Sich finden in Christus‘ im Zentrum steht, der greife zu dem 1519 geschriebenen ‚Sermon von der Bereitung zum Sterben‘ – Sie finden ihn in der Dt.-dt. Studienausgabe der Werke Luthers, Leipzig 2012, 45-74.